

Aljoscha A. Schwarz
Ronald P. Schweppe

Anleitung zum Philosophieren

Aljoscha A. Schwarz
Ronald P. Schweppe

Anleitung zum Philosophieren

Selber denken leicht gemacht



Herbig

Besuchen Sie uns im Internet unter:
<http://www.herbig.net>

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

© 2002 in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH,
München

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Wolfgang Heinzel

Umschlagbild: Felix Weinold, Schwabmünchen

Satz und Herstellung: Dr. Doris Hagen

Gesetzt aus: Bauer Bodoni 11/ 13,3 Punkt

Druck: Jos. C. Huber KG, Dießen

Binden: R. Oldenbourg, Pilsen

Printed in Germany

ISBN 3-7766-2274-1

Inhalt

<i>Grau ist alle Theorie ...</i>	9
<i>Wozu philosophieren?</i>	11
Diogenes	17
<i>Vom Nutzen der Respektlosigkeit</i>	27
Paul Feyerabend	35
<i>Was ist Wissenschaft?</i>	47
Lao Tse	57
<i>Das Unsagbare sagen</i>	66
Sokrates	77
<i>Was ist Wahrheit?</i>	89

Aristoteles	97
<i>Das Dilemma der Demokratie</i>	108
Konfuzius	117
<i>Über Gerechtigkeit</i>	130
Jean-Paul Sartre	135
<i>Wie frei ist der Mensch?</i>	144
Arthur Schopenhauer	155
<i>Vom Nutzen des Pessimismus</i>	166
Platon	173
<i>Eine kurze Geschichte Gottes</i>	187
Georg Wilhelm Friedrich Hegel	193
<i>Absolut göttlich</i>	209

Immanuel Kant	217
<i>Die Konstruktion der Welt</i>	229
Ludwig Wittgenstein	235
<i>Sprachspiele</i>	248
Buddha	257
<i>Die Illusion des Ich</i>	267
Friedrich Nietzsche	275
<i>Über Geschmack lässt sich streiten</i>	289
Sir Karl Raimund Popper	299
<i>Ist Diskutieren sinnvoll?</i>	312
<i>Nachwort</i>	321
<i>Literatur</i>	329

Grau ist alle Theorie ...

»Grau ist alle Theorie« – und ebenso auch jede Philosophie, die uns zwar mit gewaltigen Gedankengebäuden beeindrucken will, uns aber nur wenig bei der Bewältigung alltäglicher Situationen hilft und nicht zu einer Veränderung unserer »Denkroutine« führt. Grau ist vor allem jene Philosophie, die lustlos ist und keinen Spaß macht!

Was bringt es uns ein, respektlos zu sein? Wer war Aristoteles, wer Sir Karl Popper und wer Lao Tse? Wie können wir Wahrheit erkennen – und gibt es sie überhaupt? Ist es manchmal besser, pessimistisch an die Dinge heranzugehen? Was ist dieses »Ich«, mit dem wir es Tag für Tag und ein Leben lang zu tun haben, und was sagten die Philosophen darüber?

Diesen und weiteren Fragen werden wir nachgehen, und während wir fragen und hören, was westliche und östliche Philosophen gedacht und getan haben, und dabei auch einmal neue, ungewohnte Perspektiven einnehmen, wird sich unser Bild von der Welt verändern, bunter und reicher werden und ein neues Licht auf unser eigenes Leben wer-

fen – und mitunter kann es dabei sogar recht spannend und manchmal auch lustig werden.

Eine Grundvoraussetzung für alles Philosophieren ist die »Lust am Zweifeln« und das In-Frage-Stellen. Lassen Sie sich also von den Ausführungen der Philosophen (und der Autoren) ruhig anregen, doch haben Sie auch den Mut, alles in Frage zu stellen, eventuell zu verwerfen und Ihren eigenen Gedanken immer genug Spielraum zu geben. Selber Denken macht nämlich viel mehr Spaß, als gemeinhin angenommen wird!

Nur so wird die Philosophie wieder zu dem, was sie ursprünglich war: Freude am Denken, Liebe zur Weisheit und die Lust, andere mit dieser Freude und Liebe anzustecken, ohne dabei in die Fallen der scheinbaren Selbstverständlichkeiten oder der Besserwisserei zu tappen.

Aljoscha A. Schwarz, Ronald P. Schweppe

Wozu philosophieren?

»Ei, bin ich darum achtzig Jahre alt geworden,
dass ich immer dasselbe denken soll?
Ich strebe vielmehr, täglich etwas anderes,
Neues zu denken, um nicht langweilig zu werden.
Man muss sich immerfort verändern, erneuen, verjüngen,
um nicht zu verstocken.«
(J. W. v. Goethe)

Mit der Philosophie ist es so eine Sache. Sie hat angeblich etwas mit Weisheit zu tun, aber was sollen wir mit dem, was Philosophen so von sich geben, eigentlich anfangen? Ist Philosophie auch irgendwie »nützlich«? Was genau ist eigentlich Philosophie?

Vielleicht sehen wir uns erst einmal an, wo das Wort herkommt. Natürlich, Sie werden's schon erraten haben: Das Wort stammt aus dem alten Griechenland und ist ungefähr 2600 Jahre alt. *Pythagoras* – vielleicht erinnern Sie sich mit Grausen an die Mathematikstunden Ihrer Schulzeit – war ein Mathematiker und großer Denker dieser Zeit. Seine Mitbürger nannten ihn ehrfürchtig »den Weisen«, auf Griechisch *sophos*. Das war ihm nun aber gar nicht

recht; er wollte nicht als Weiser bezeichnet werden; dafür hatte er zu viel Ehrfurcht vor dem großen Wort »Weisheit«. Wer ist schon weise? Aber immerhin war er ein Freund (griechisch *philos*) der Weisheit (*sophia*) – eben ein *Philosoph*.

Also: Ein Philosoph ist jemand, der die Weisheit liebt oder ihr zumindest freundschaftlich gegenübersteht – nicht etwa jemand, der sie »hat«! Jeder kann also ein Philosoph sein. Einen Professorentitel braucht es dazu gewiss nicht.

Wenn man sich nun die Schriften berühmter Philosophen ansieht, fragt man sich schon manchmal: »Was soll denn daran weise sein?« Da liest man zum Beispiel: »Sofern das Sein das Gefragte ausmacht, und Sein besagt Sein von Seiendem, ergibt sich als das Befragte der Seinsfrage das Seiende selbst.« Aha. Oder: »Das thetische Gewissen beruht auf dem ›für sich‹, welches das ›in sich‹ verneint.« Wer hätte das gedacht!

Derlei Kauderwelsch ist natürlich nur noch von Eingeweihten zu verstehen. Aber keine Angst: Zum Philosophieren *muss* man sich nicht unverständlich ausdrücken. Vielleicht wäre es ohnehin viel weiser, sich den anderen Menschen verständlicher mitzuteilen. Vielleicht ist es aber auch so, dass die wahrhaft Weisen gar nichts sagen – oder zumindest nichts aufschreiben, wie Buddha, Sokrates oder Diogenes? Oder wie, nebenbei bemerkt, die meisten

Frauen. Vielleicht ist das der Grund, dass in diesem Buch Frauen leider nur in Nebenrollen auftauchen, obwohl sie gewiss nicht weniger tiefsinnige Gedanken haben als Männer ...

Damit kommen wir zu einer Frage, die in beinahe jedem Einführungswerk in die Philosophie auftaucht. Vielleicht kommen Sie nach dem oben Gesagten schon selbst auf eine interessante Antwort, eine Antwort, die von dem abweicht, was in 99 Prozent aller Philosophiebücher zu lesen ist: Beginnt die Philosophie tatsächlich 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung im antiken Griechenland?

Selbstverständlich (sollte man meinen) nicht! Sicherlich gab es schon unter den Neandertalern Philosophen. Seit das Bewusstsein im Menschen erwachte, dachte er darüber nach, woher er kommt, was passiert, wenn er stirbt, wie die Dinge der Welt zusammenhängen, und was er sinnvollerweise tun soll. Wenn Sie sich auch schon solche Fragen gestellt haben, haben Sie philosophiert – und sind, ob Sie's glauben oder nicht, ein Philosoph!

Wenn das aber so ist, weshalb sollten wir uns dann überhaupt mit den bekannten Philosophen befassen? Diese Frage ist natürlich völlig berechtigt! Denn die »Philosophien« der Philosophen sind ja nicht die Weisheit an sich. Sonst müssten wir tatsächlich nur ein Philosophiebuch lesen, und wir wären weise. Leider – oder glücklicherweise – ist

das nicht so einfach. Philosophie kann man nicht lernen, sondern man kann nur lernen, zu philosophieren, meinte der deutsche Philosoph Immanuel Kant.

Die Ideen von Menschen, die intensiv über die grundlegenden Fragen unseres Lebens nachgedacht haben, sind zumindest deshalb wichtig, weil sie uns selbst zu eigenen Gedanken anregen. Das Denken aber kann uns keiner abnehmen.

Deshalb gibt es unserer Ansicht nach auch keine Philosophiegeschichte in dem Sinne, dass es ein stetiges Fortschreiten in der Weisheit gegeben habe. Es wird ja wohl kaum jemand behaupten wollen (aber tun Sie's dennoch, wenn Sie wollen), dass wir heute weiser wären als Sokrates oder Lao Tse! Dies ist auch der Grund dafür, dass wir die Philosophen, deren Gedanken wir in diesem Buch vorstellen wollen, nicht in ihrer chronologischen Reihenfolge behandelt haben. Stattdessen werden wir Sie mit Philosophen bekannt machen, die wir für besonders interessant halten und dann über Themen sprechen, die die betreffenden Philosophen zwar angedacht haben, aber über die wir uns – mit Ihnen – unsere eigenen Gedanken machen wollen.

Kommen wir noch einmal auf die Frage zurück, die wir am Anfang gestellt haben: Wozu ist Philosophie gut?

Wenn Sie philosophieren, wird sich Ihnen diese Fra-

ge wahrscheinlich nicht stellen. Philosophieren macht einfach Spaß. Und Spaß zu haben, ist nicht weltfremd. Wenn wir uns fragen, was wir in unserem Leben tun sollen, werden wir auf Gedanken kommen, die uns bei unserem Tun und Denken leiten. Wir werden bestimmte Dinge tun und andere lassen, anstatt wie ein Hamster im Laufrad unser Leben unbewusst und bedeutungslos an uns vorbeilaufen zu lassen. (Vielleicht sieht ein Hamster das aber ganz anders ...)

Manchmal fällt es etwas schwer, das, was die alten und neuen Philosophen überlegt haben, in unserem Alltag umzusetzen. Deshalb haben wir eine »Anleitung zum Philosophieren« geschrieben. Die »Anleitungen« sind allerdings nur Vorschläge, Ideen und Gedanken, die selbstverständlich keine absoluten Wahrheiten oder gar Weisheiten darstellen. Wir wollen vor allem deutlich machen, dass die Gedanken, die sich Menschen gemacht haben, heute noch ebenso interessant sind wie damals, und dass es Spaß macht, mit eigenen Gedanken zu spielen. Philosophie ist keine angestaubte Wissenschaft für Bücherwürmer und Eierköpfe. Philosophie gehört einfach zum Menschen.

Und bitte: Nehmen Sie die Philosophie nur nicht zu ernst, sondern folgen Sie lieber Blaise Pascal, der meinte: »Sich über die Philosophie lustig machen, heißt wirklich philosophieren.«

Diogenes

*»Eine gute Bildung ist
für die Jugend ein Zuchtmittel,
für das Alter ein Trost,
für den Armen Reichtum
und für den Reichen Schmuck.«*
(Diogenes)

Eine der witzigsten Personen der Philosophiegeschichte war wohl *Diogenes* – Sie wissen schon: der in der Tonne. Auch sonst war er eine ziemlich skurrile Gestalt, die immer für Überraschungen gut war. Aber wie kommt nun der Philosoph in die Tonne? Schließlich wurde er nicht in einer solchen auf die Welt gebracht ...

Die Geburtsurkunde war noch nicht erfunden, und deshalb wissen wir heute nicht so genau, wann Diogenes geboren wurde – aber mal ehrlich: So genau müssen wir's ja auch nicht wissen. Es muss aber um das Jahr 400 vor unserer Zeitrechnung gewesen sein, als Diogenes in Sinope, einer Kleinstadt in der heutigen Türkei, damals griechische Kolonie, das Licht der Welt erblickte. Sein Vater Hikesias war Geldwechsler; später wandte er sich allerdings der

Münzfälscherei zu, was ihm Kerkerhaft und Sohn Diogenes die Verbannung eintrug. Vielleicht war Diogenes auch daran beteiligt, oder die ganze Geschichte wurde später erfunden – die Akten sind da nicht so genau.

Im zarten Alter von Mitte dreißig zog Diogenes jedenfalls als Asylbewerber in Athen ein und begann seine Karriere als Philosoph, indem er zunächst einmal Vorlesungen bei *Antisthenes* hörte. Von Antisthenes sind aufmunternde Bonmots wie »Zum Leben rüste dich mit Verstand – oder mit einem Strick!« überliefert. Außerdem hatte er bei dem berühmten *Sokrates*, auf den wir später noch kommen werden, das Philosophieren gelernt. Diogenes also war sozusagen ein philosophischer Enkel des Sokrates.

Diogenes ist das, was man heute (wenn man freundlich bleiben will) einen »Aussteiger« nennt. Er dachte gar nicht daran, eine Arbeit aufzunehmen, hatte keinen Besitz und keinen festen Wohnsitz. Jetzt kommen wir der Tonne schon näher. Irgendwo musste er ja schlafen, und selbst im warmen Griechenland ist es nicht empfehlenswert, bei jedem Wetter im Freien zu übernachten. Also legte er sich in Tempeln, Säulenhallen oder eben in der berühmigten Tonne im Hof des Metroons, des athenischen Staatsarchivs, zum Schlafen nieder. Als Matratze legte er sich ein paar Blätter in die Tonne

– sein einziges Zugeständnis an die Bequemlichkeit. Auch sonst waren seine Ansprüche nicht gerade hoch. Er trug einen alten, abgewetzten Mantel, stützte sich auf einen Stab und hatte ein kleines Säckchen mit dem Allernötigsten dabei. Das war's dann auch schon. Aber selbst das war ihm noch zu viel. In seinem Ranzen befand sich nämlich unter anderem auch ein Becher, mit dem er, wenn er Durst hatte, Wasser schöpfte – bis er eines Tages ein Kind beobachtete, das neben einer Quelle kniete und Wasser aus der Hand trank. Diogenes war verblüfft: »Ein Kind hat mich an Genügsamkeit übertroffen!«, ruft er. Und wirft seinen Becher als unnötigen Luxusgegenstand weg.

Auch von den Mäusen lernte Diogenes Genügsamkeit, wie sein Biograph und Namensvetter Diogenes Laertius berichtet. Diogenes (unser Philosoph) war einmal wieder auf der Suche nach einem Schlafplatz, und ihm knurrte der Magen. Da sah er ein Mäuslein hin und her huschen, anscheinend völlig frei von Sorgen, zufrieden mit dem, was es auf seinem Weg fand. So wollte auch er sein Leben gestalten: zufrieden mit dem, was ihm das Leben brachte. »Die Natur hat dem Menschen alles gegeben, was er benötigt.«

Im Übrigen hielt sich Diogenes keineswegs für arm. Er hatte ja alles, nach was ihn verlangte, was man schon damals nur von wenigen Menschen behaupt-

ten konnte, schon gar nicht von den Reichen, die in ständiger Sorge um ihren Besitz leben und danach trachten, ihn zu vermehren und zu schützen. Nicht übel war auch seine Argumentation, dass alles den Philosophen gehöre und sie daher die reichsten Menschen seien: »Alle Dinge gehören den Göttern. Die Weisen sind die Freunde der Götter. Da unter Freunden nun alles gemeinsam ist, gehört alles den Weisen!«

Man möchte jetzt vielleicht annehmen, dass er eben einer dieser weltfremden Eremiten war, die in höheren Gefilden schweben und sich vom Treiben der Menschen fern halten. Nun lebte Diogenes aber keineswegs zurückgezogen, wie ein Eremit, ganz im Gegenteil: Er suchte ja geradezu die Menschen, um mit ihnen zu sprechen; er hatte durchaus eine Botschaft. Diese Botschaft war nicht nur die Genügsamkeit, die er selbst vorbildlich lebte. Berühmt war er vielmehr für seine Kritik an Traditionen und Gedankenlosigkeit.

Und diese Kritik brachte er unter die Leute, ob die es nun hören wollten oder nicht. Man mag einiges an Diogenes bemängeln – aber dass er unbemerkt blieb, kann man wahrlich nicht behaupten. Seine Polemik saß, wenn er sie anbrachte. Tatsächlich muss man sich schon wundern, dass er nicht vor Gericht zitiert wurde oder zumindest Prügel bezog. Seine Respektlosigkeit machte nicht vor den Rei-

chen und Mächtigen, ja nicht einmal vor den mythologischen Helden der griechischen Sage Halt.

Wahrscheinlich haben Sie schon einmal von Ödipus gehört? Seinem Vater wurde vom Delphischen Orakel prophezeit, dass ihn sein Sohn töten und dieser seine Mutter heiraten würde. Verständlicherweise war er darüber wenig erfreut und setzte sein Söhnlein aus. Doch das Schicksal wollte es anders. Ödipus wurde gerettet, kehrte später nach Theben zurück, erschlug im Streit seinen Vater (allerdings wusste er da noch nicht, dass es sein Vater war) und heiratete die Königin, seine Mutter (was ihm ebenfalls nicht klar war). Aber wie's eben in einer Tragödie so kommt, fand er sein Geheimnis schließlich heraus. Die Mutter nahm den Strick, und er stach sich beide Augen aus und irrte durch die Welt. So weit die Geschichte.

Die Griechen betrachteten das Ganze als ihre große mythologische Tragödie – nicht so Diogenes. Er meinte nur lapidar, dass Ödipus ein närrischer Tropf gewesen sei, der seinen Ruf freiwillig ruinierte, anstatt das Geheimnis für sich zu behalten oder als König von Theben einfach den Inzest zu legalisieren. Aber nicht nur, dass er selbst seine Reputation durch den Dreck zog – nein, der Tor blendet sich auch noch selbst und zieht blind durch die Welt, »als ob er das nicht auch im Besitz seines Augenlichts hätte tun können!« Ödipus' Tragödie liegt

also laut Diogenes weniger in seinem (unfreiwilligen) Inzest, sondern darin, dass er sich so kleinkariert gab und sich nicht über das Tabu hinwegsetzte.

Wenn das für die meisten Menschen schon ein wenig schockierend klingt – für die alten Griechen war's das sicherlich – so wird auch das Folgende nicht besänftigen: Diogenes meinte nämlich, dass Kannibalismus keineswegs wider die Natur des Menschen sei, sondern nur eine von vielen Möglichkeiten, den Hunger zu stillen. Schließlich gäbe es Völker, bei denen dies der Brauch sei. (Er selbst verzichtete allerdings auf den Genuss von Menschenfleisch.)

Diogenes' Ziel war eine Art Schocktherapie, mit der er seine Mitmenschen zum Nachdenken bringen wollte; ein Protest gegen Gedankenlosigkeit und Mitläufertum. Aber nicht nur seine Argumente, sondern auch sein Verhalten waren durchaus unkonventionell.

Um nur ein Beispiel zu erwähnen: Da er die Ansicht vertrat, alles, was man rechtmäßig tue, müsse man auch öffentlich tun können, setzte er sich mitten auf den Marktplatz und speiste (was damals anstößig war), pinkelte, wo immer ihm danach war und befriedigte auch seine sexuellen Bedürfnisse in aller Öffentlichkeit – er stellte sich auf die Straße und onanierte. »Für was soll es gut sein, Bedürfnisse

aufzuschieben?«, fragte er sich und seine Kritiker. Klar – er stieß die Leute damit vor den Kopf. Aber es sollte uns schon zu denken geben, dass er nicht verhaftet und eingesperrt wurde; in unserer so toleranten und sexuell befreiten Gesellschaft säße Diogenes schon lange wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses ein! So viel zu unserer Toleranz.

Mut hatte er auf jeden Fall. Denn nicht nur die Bürger schockte er mit seinen unkonventionellen Auftritten, sondern auch die Mächtigsten seiner Zeit. Am berühmtesten ist wohl seine Begegnung mit Alexander dem Großen, der ihn aufsuchte, um dem stadtbekanntem Philosophen einen Wunsch zu gewähren. Und Diogenes hatte tatsächlich einen Wunsch: »Geh mir aus der Sonne.«

Die Stars der Olympischen Spiele hatten ebenfalls nichts zu lachen, wenn Diogenes auftrat. Den Sieger im Ringkampf fragte er: »Wofür hast du den Siegerkranz bekommen?« Der Athlet antwortete stolz: »Weil ich die stärksten Männer Griechenlands im Ringkampf besiegt habe!« – »Die Stärksten? Wohl kaum. Wenn sie stärker als du waren, hättest du sie nicht besiegt.« – »Nun gut; über die Männer, die mir ebenbürtig sind, habe ich den Sieg errungen.« – π »Soso. Aber wenn du gesiegt hast, waren sie dir wohl doch nicht ganz ebenbürtig!« Kleinlaut gab der Kämpfer zu, dass die Gegner wohl doch ein wenig schwächer gewesen sein mussten. Darauf lach-

te Diogenes und meinte abfällig: »Und du brütest dich damit, Schwächere besiegt zu haben. Das gelingt ja wohl jedem!« Und ließ den Helden wie einen begossenen Pudel stehen.

Er machte sich einfach über alles lustig. Ein Zyniker eben. Genauer gesagt *der* Zyniker. Denn das Wort geht auf Diogenes zurück. *Kynikos* bedeutet nämlich »Hund«; und als »Hund« wurde Diogenes wegen seiner Respektlosigkeit und Schamlosigkeit von Zeitgenossen – wahrscheinlich vor allem solchen, die seinem Spott ausgesetzt waren – bezeichnet. Diogenes wertete diesen Schimpfnamen jedoch sogleich positiv um und meinte, ja, er wäre ein Hund – frei, genügsam und bissig.

Um Diogenes wirklich zu verstehen, muss man allerdings auch noch einen Satz kennen, den er gegen Ende seines Lebens in einem seiner ruhigeren Momente sagte: »Ich ahme mit meinem Tun den Chorleiter nach: Auch er gibt den Ton ein wenig zu hoch an, damit die Sänger den rechten Ton treffen.« Nicht alles, womit Diogenes schockiert hat, empfiehlt er also zur Nachahmung; er übertreibt eben ein wenig, um die gedankenlose Masse aufzurütteln. »Wer der Masse gefällt, ist eher ein Eunuch als ein Philosoph!« ist seine Devise.

Nach über fünfzig Jahren als Bürgerschreck und Philosoph wird es auch für Diogenes Zeit, die letzte Reise anzutreten. Er nimmt's gelassen. Im Jahre

310 vor unserer Zeitrechnung hält sich der nun schon 90-jährige Diogenes in Korinth auf und spürt, dass es dem Ende zugeht.

Aber selbst sein eigener Tod bleibt nicht von seinem Zynismus verschont. Seinen Freunden gibt er den Auftrag, ihn nicht zu begraben, sondern einfach aufs Feld zu werfen. »Damit wenigstens die wilden Tiere noch einen Nutzen von dir haben?«, fragen die Freunde, die meinen, der Tod des verehrten Meisters müsse doch irgendeinen Sinn haben.

»Nein«, antwortet Diogenes, »legt nur einen Stock neben mich, damit ich sie vertreiben kann.« Die Freunde wundern sich: »Aber du bist dann doch tot, wirst dich nicht mehr regen und nichts empfinden können?« – »Tja«, grinst Diogenes. »Wenn ich nichts empfinde, kann es mir ja auch gleichgültig sein, wenn ich von wilden Tieren zerrissen werde!«

Diogenes starb in Korinth, und die Korinther errichteten dem berühmten Spötter ein Denkmal, das einen Hund abbildete und auf dem geschrieben stand:

»Ein ehernes Denkmal zerstört die Zeit
und dennoch trotz dein Ruhm den Zeiten.
Du lehrtest uns Genügsamkeit
und geraden Wegs durch das Leben zu schreiten.«

So einiges, was Diogenes sich überlegte, ist tatsächlich zeitlos – wie jede Philosophie, die den Namen verdient. Was ihn jedoch so einzigartig und bedeutend erscheinen lässt, ist seine Unabhängigkeit und Respektlosigkeit, sein In-Frage-Stellen aller Konventionen und Gewohnheiten.

Es ist zugegebenermaßen auch kein Zufall, dass wir gerade diesen Philosophen gleich zu Beginn unseres Buches vorstellen. Denn allem, was in diesem Buch steht, sollten Sie völlig respektlos gegenüberstehen und sich Ihre eigenen Gedanken machen.

Das gilt auch für diesen Satz.

Vom Nutzen der Respektlosigkeit

*»Es gibt Größe, die auf menschlicher Konvention
beruht, und natürliche Größe.«*

(Blaise Pascal)

Wie ist das nun mit der Respektlosigkeit? Sollen wir uns etwa darum bemühen, möglichst unhöflich und grob zu sein? Das wäre doch eine etwas magere Lehre!

Einen Menschen zu respektieren, das heißt, ihn höflich und als Mitmenschen zu behandeln, ist ja eigentlich keine schlechte Sache.

Allerdings: Was ist Höflichkeit? Höflichkeit wird fast immer missverstanden als ein Befolgen von bestimmten Verhaltensregeln. Die Verhaltensregeln sind so übel nicht; wer freut sich nicht darüber, wenn einem beispielsweise jemand die Tür aufhält, anstatt sie einem vor der Nase zuzuknallen? Doch wenn man nicht aus eigenem Antrieb auf die Idee kommt – ist das dann noch Höflichkeit? Oder nicht vielmehr adressiertes Verhalten? Ist ein automatischer Türöffner höflich? Man möchte es bezweifeln. Wenn wir uns in der Welt, in der wir leben, umsehen, zeigt sich nun auch, dass die lieben Mitmen-

schen keineswegs freundlich und respektvoll miteinander umgehen – nicht einmal aus adressierter Höflichkeit.

Die Respektlosigkeit scheint sich heutzutage durchgesetzt zu haben: in der Familie, im Umgang mit Kollegen und Untergebenen (ein Wort, das für sich spricht), in der Schule, beim Militär, auf Behörden und in der Politik.

Auffällig ist dabei, dass Respektsbezeugungen stets nur in einer Richtung erfolgen: Der Schwächere, Unwissendere, weniger Verdienende, in der Hackordnung tiefer Stehende zollt dem Stärkeren, Aufgeblasenen, Großverdiener oder Prominenten Respekt, jedoch nur sehr selten umgekehrt.

Der Vorgesetzte macht den Untergebenen klein, der Lehrer spielt sich vor den Schülern auf, als hätte er die Weisheit mit Löffeln gefressen, der Halbgott in Weiß bemüht sich darum, von seinem Patienten endlich als vollständiger Gott anerkannt zu werden. Diese Art Respektlosigkeit ist ganz gewiss nicht die, die wir meinen und die Diogenes so beispielhaft vorführte.

Erinnern Sie sich noch an den berühmten Dialog zwischen Alexander und Diogenes? Sicherlich wäre er damals wie heute wohl anders abgelaufen, wenn der Philosoph sich so respektvoll verhalten hätte, wie der Herrscher es wahrscheinlich erwartete.

Nehmen wir, um dies ein wenig zu verdeutlichen, ein fiktives Gespräch zwischen einem Staatsoberhaupt, nennen wir ihn Präsident Maier, und einem Herrn Müller, Kaninchenzüchter.

Staatsoberhaupt: Guten Tag, Herr Müller. Ich habe gehört ...

Herr Müller: Oh, Herr Präsident. Welche Ehre, Ihnen die Hand schütteln zu dürfen. Darf ich Ihnen die Hand küssen?

Staatsoberhaupt: Gerne. Nun Herr Müller, aufgrund Ihrer Verdienste und Ihrer langjährigen Tätigkeit für das deutsche Kaninchenzüchter-Vereinswesen möchte ich Ihnen eine Ehrung zuteil werden lassen. Hätten Sie vielleicht einen Wunsch?

Herr Müller: Allein schon die Ehre! Würden Sie mir vielleicht – ich wage es kaum zu sagen – Dero Autogramm ...?

Diese Art »Respekt« war es, die Diogenes zuwider war. Nun muss man Diogenes nicht einfach seine berühmte Antwort nachplappern (zumal es wohl nicht allzu oft passieren dürfte, dass ein Staatsoberhaupt einem einen Wunsch gewährt und dann auch noch im hellen Sonnenschein steht). Aber vielleicht hätte Diogenes heute so reagiert:

Staatsoberhaupt: Guten Tag, Herr Müller.

Herr Müller: Guten Tag, Herr Maier.

Staatsoberhaupt: Hm. Nun Herr Müller aufgrund Ihrer Verdienste und Ihrer langjährigen Tätigkeit für das deutsche Kaninchenzüchter-Vereinswesen möchte ich Ihnen eine Ehrung zuteil werden lassen. Hätten Sie vielleicht einen Wunsch?

Herr Müller: Aber sicher, Herr Maier. Wie wär's mit gerechteren Gesetzen und weniger Steuern?

Nun trifft ja nicht jeder auf Präsidenten, Minister oder gar Königin Silvia, aber um Respektlosigkeit im Sinne von fehlender Unterwürfigkeit, um nicht zu sagen A...kriecherei, zu zeigen, gibt es genügend Gelegenheit.

Um es ganz klar zu sagen: Respektlosigkeit hat mit Unhöflichkeit überhaupt nichts zu tun! Die diogenische Respektlosigkeit betrifft den unangemessenen Respekt vor Titeln, Aufgeblasenheit und dem, was »man« zu tun oder zu lassen hat.

Beispielsweise dem Respekt vor dem, was die »Wissenschaft« verkündet. Meistens verkündet »die Wissenschaft« nämlich gar nichts, und schon gar keine Dogmen. Aber wie oft lesen wir Sätze, wie: »Die Wissenschaft hat gezeigt ...«, »es ist wissenschaftlich bewiesen ...«, die uns irgendwie suggerieren sollen, dass dem, was der Autor verkündet, höhere Weihen zukommen. Interessanterweise tau-